

Vom Philosophen Diogenes aus Sinope, der auf die Frage Alexanders des Grossen, welchen Wunsch dieser ihm erfüllen könne, geantwortet habe: «Geh mir aus der Sonne!», ist der Ausspruch überliefert, Bildung sei «für die jungen Menschen ein Mittel zur Selbstzucht, für die Alten ein Trost, für die Armen Reichtum und für die Reichen eine Zierde».

Knapper lässt sich kaum sagen; dass Bildung sowohl mit Ethik als auch mit Ästhetik zu tun hat und sich auf das ganze Leben bezieht. Was die griechische Antike seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. unter Bildung (griech. «paideia») verstand und was spätestens seit den Zeiten Ciceros auch die Römer damit meinten, war ungefähr dies: eine solide Kenntnis von Grammatik und Rhetorik einerseits, von Geometrie und Arithmetik andererseits. Das ist auch der Kern der sogenannten sieben freien Künste geblieben, der «Septem Artes liberales», die den Grundbestand des Unterrichts in den mittelalterlichen Kloster- und Stadtschulen bildeten. Von der frühen Neuzeit bis weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts noch zielte die höhere Schule darauf, überall einen nach Inhalt und Form verbindlichen Rahmen höherer Bildung zu vermitteln, der einen alle nationalen und konfessionellen Unterschiede überspannenden Geisteshorizont europäischer Eliten garantierte.

Niemand in Europa hätte gewagt, an dem Konzept so verstandener Bildung zu rütteln, die seit dem 13. Jahrhundert an allen Universitäten zwischen Bologna und Oxford, Salamanca und Uppsala auch die Voraussetzung zum Studium an den «höheren», ihrem Wesen nach berufsbildenden Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medizin war. Das europäische Bildungskonzept postulierte also zwei Grundlagen einer im höheren Sinne humanen, das heisst gebildeten, Existenz: nämlich das Interesse und die Befähigung, sich über Mensch und Welt in differenzierter und gepflegter Sprache auszutauschen, sowie das Interesse und die Befähigung, an den Zahlenstrukturen der Welt die ordnende Hand ihres Schöpfers zu erkennen. Die zwei Säulen anspruchsvoller sprachlicher und anspruchsvoller mathematischer Bildung machten in der Neuzeit in so verschiedenen Einrichtungen wie dem französischen Lycée oder dem italienischen Liceo, der englischen Grammar School und dem deutschen Gymnasium bis vor kurzem recht eigentlich die «raison d'être» Europas aus, gaben dem amorphen geografischen Gebilde seine geistigen Konturen und vermittelten die Zugangsberechtigung zum Studium an einer Universität.

Wer diese Erziehung durchlaufen hatte, blieb im Allgemeinen ein interessierter, vor allem ein neugieriger Leser philosophischer und literarischer Texte, auch wenn jedem klar war, dass selbst ein sehr fleissiges Leseleben, das in frühen Jahren mit der Lektüre beginnt und bis ins hohe Alter andauert, es auf eine erstaunlich niedrige Zahl wirklich gelesener Bücher bringt, nämlich auf kaum mehr als höchstens 3000 — ein «Mix», der voluminöse Romane wie Dos-

Jeder Leser übernimmt auch einen Teil der Verantwortung, Tradition weiterzugeben. Dazu gehört immer auch Selektion.

tojewskis «Schuld und Sühne» oder «Die Verlobten» von Alessandro Manzoni ebenso einschliesst wie das kleine, aber so gewichtige Reclam-Heft mit der «Antigone» des Sophokles.

3000 Werke höchstens! Ein Vielfaches dieser Menge schleudert allein schon eine einzige Buchmesse auf den Markt — in der Hoffnung, dass die neuen Bücher bis zur nächsten Messe verkauft sein werden und Platz für die nächste Produktion da ist. Der Menge der neuen Produktion wird man also immer vergeblich hinterherhecheln; man entlastet sich also besser gleich von solcher Fron und bahnt sich einen eigenen Weg durch den endlosen Dschungel möglicher Lektüre. Gerade weil keine Lesebiografie der anderen gleicht, ist das Gespräch unter Lesern ja so interessant und an Anregungen so reich, reicher in der Regel als dasjenige unter Kinogängern. Muss sich doch jeder Leser zu dem Gelesenen seinen eigenen Film erschaffen, in dem er all das aus der Arbeit seiner Phantasie ergänzt, was im Buch nicht ausdrücklich geschrieben steht.

Eine Auswahl aus dem Überkommenen zu treffen, ist eine Aufgabe, die für den jungen Leser erst einmal die Bildungseinrichtungen wahrnehmen müssen, die dann freilich immer mehr ein Teil der individuellen Verantwortung des Lesers selbst werden muss, der sich im Lesen Welt aneignet. Ist dieser doch, gemäss dem Beginn des Johannes-Evangeliums, selbst ein Teil jenes «Logos», an dessen Sinn und Übersetzung sich Goethes Faust in der Studierstube abmartert, bis er vom «Wort» zur «Tat» gelangt ist. Jeder Leser übernimmt auch einen Teil der Verantwortung, Tradition weiterzugeben. Dazu gehört freilich immer auch Selektion:

Vom Lesen zum Surfen

Wenn Qualität in Quantität umschlägt — die Bildungsmisere hat sich längst auch an den Universitäten ausgebreitet. Von Hans-Albrecht Koch

Die griechischen Tragödiendichter des 5. vorchristlichen Jahrhunderts — Aischylos, Sophokles und Euripides — haben zusammen mehrere hundert Stücke geschrieben, durch die Zeiten erhalten haben sich lediglich rund dreissig. Die Auswahl des (aufs Ganze gesehen wenigen) Überlieferten resultiert zuvörderst aus dem antiken Schulbetrieb, für dessen Bedürfnisse immer neue Abschriften hergestellt werden mussten, so dass allein die höhere Zahl der für den Unterricht benötigten Exemplare die Bewahrung der Texte sichern half.

Immer wieder einmal müssen die Nachgeborenen sich darüber verständigen, welche Werke aus der Menge des Schönen und Interessanten — von Platons Dialogen bis zu Kants Kritiken, von Homers Epen bis zu Shakespeares Dramen — in eine besonders enge, für alle verbindliche Auswahl gehören sollen. Sie bildet dann eine Weile den «Kanon», der durchaus Wandlungen erfährt. Allein schon, um die Werke eines Kanons durch eigene Lektüre kennenzulernen, gehören Zeit und Bereitschaft zur Einsamkeit, zum Rückzug aus der ständigen Ablenkung durch anderer Leute Zudringlichkeit, die sich heute meist per Smartphone bemerkbar macht. Lesen kann man nur allein, in «Einsamkeit Und Freiheit» (Helmut Schelsky), ohne Ablenkung und ohne Störung. Geselligkeit beim Lesen ist nur beim Vorlesen möglich, dessen für ein künftiges Leseleben entscheidende Variante das Vorlesen vor einem Kind darstellt.

Was anspruchsvolles Lesen angeht, haben sich die Dinge im Kontext der Bildungs-, vor allem der Schulpolitik in den letzten rund fünfzig Jahren so dramatisch verändert, dass vor unseren Augen tatsächlich ganze Kontinente von Bildung auf immer weggedriftet sind. Das Zeitalter des Lesens scheint vorbei: Selbst ein grosser Teil der Studenten der Germanistik liest aus eigenem Antrieb überhaupt keine literarischen Texte — und empfindet das nicht einmal als ein Problem. Stattdessen sitzt man in der Lehrveranstaltung mit uninteressiertem Gesicht da oder versteckt sich hinter dem Laptop. Man kann darüber die Achseln zucken und sich zynisch gar noch in die Tasche lügen, es ziehe da ja eine neue Art von Literatur herauf statt eines neuen Analphabetismus. Ernüchternd, was alles im akademischen Unterricht nicht mehr verfügbar ist: die biblischen Texte von der Schöpfungsgeschichte über den Psalter und das Hohelied Salomos bis hin zu den Evangelien — Bezugstexte aller europäischen Literaturen, ebenso wie der europäischen Malerei. Wo man in der Schulzeit keinen Zugang zu biblischen Texten erhält, erfährt man schwerlich etwas von den antiken Mythen, hat also gleich zu den beiden Quellgebieten, aus denen ein grosser Teil der älteren Gemälde in jedem Kunstmuseum schöpft, überhaupt keinen Zugang.

Fragt man nach den Ursachen solchen Bildungsverlustes, muss man bis in die sechziger Jahre zurückschauen. 1964 rief Georg Picht in Deutschland die von ihm und bald allgemein so genannte «Bildungskatastrophe» aus. Er verglich den Anteil von Studenten an einem Altersjahrgang in Deutschland mit demjenigen der «students» in den USA und stellte fest, dass in Amerika ein weit höherer Anteil eines Altersjahrgangs «studiere». Dabei warf Picht so ziemlich alles durcheinander, was man durcheinanderwerfen kann: Abiturienten in Deutschland mit High-School-Absolventen in den USA, Medizin-Studenten an einer deutschen Universität mit «students» an einem College of Nursery usw. Kei-

nen Gedanken verschwendete er darauf, wie viele amerikanische Studienangebote bestenfalls denjenigen der dualen Berufsausbildung aus betrieblicher Unterweisung und Berufsschule entsprachen. Besonderen Eindruck sollte die von Picht erfundene Figur des «katholischen Arbeitermädchens vom Lande» machen, das lebenslang nie irgendeine Bildungschance haben würde. Zwar hat es nie jemand zu sehen bekommen. Doch hätte es bestimmt wenigstens noch etwas mit Namen wie Moses, Lazarus und Paulus anzufangen gewusst. Inzwischen ist diese fiktive Figur durch die vielen realen Studenten beiderlei Geschlechts aus der Stadt abgelöst, denen der Unterschied zwischen der Gottesmutter und einem Schlagerstar nicht mehr bekannt ist, welchem Wikipedia einen grösseren Eintrag gewährt als der biblischen Madonna.

Ein zunächst sinnvolles politisches Programm, das vorhandene «Bildungsreserven» heben und junge Menschen aus Nicht-Akademiker-Familien zum Studium sollte, schlug in einem Vollrausch der Äquivokation von «Student» hier, «student» dort in einen Zahlenfetischismus um, der lediglich nach immer mehr Studenten rief. Bald lautete die Zielgrösse 15 Prozent eines Jahrgangs, bald 25 Prozent — jetzt sollen es 50 Prozent und mehr werden. In absoluten Zahlen allein für Deutschland: In der alten Bundesrepublik betrug die Zahl der Universitätsstudenten 1965 rund 240 000 (vor 1970 wurden die Besucher höherer Fachschulen, die später als Fachhochschulen bezeichnet wurden, nicht den Studenten zugezählt), für 2014 beträgt die entsprechende Zahl bei einer Einwohnerschaft von rund 81 Millionen 2,4 Millionen Studenten, davon rund 650 000 an Fachhochschulen.

Verschwiegen wurde von der Politik bei der Erhöhung der Studentenzahlen immer, dass damit viele Jahre lang eine befürchtete Zunahme der Jugendarbeitslosigkeit (bis zu Grössenordnungen, wie sie heute in Italien oder Spanien zu finden sind) teils vermieden, teils hinausgeschoben, teils kaschiert wurde. Zum Studium wurde mit (nicht einlösbaren) Versprechungen sozialen Ansehens und beruflichen Aufstiegs auch verlockt, wer nicht studieren mochte und konnte, weil seine Begabung nicht auf das Abstrakte und Theoretische, sondern auf das Konkrete und Praktische ausgerichtet war.

Wie viele Enttäuschungen bereitete und bereitet man jungen Menschen, die erst feststellen, dass sie das falsche Studienfach gewählt haben (etwa weil sie in dem mit der Hoffnung auf das «grosse Geld» ergriffenen Studium der Wirtschaftswissenschaften gleich wieder auf die schon in der Schule ungeliebten Kurvendiskussionen stossen) und die dann am Ende langer zielloser Suche ohne jede Leidenschaft für Germanistik oder einer ihrer medienwissenschaftlichen Spielarten gelangen, wo es ihnen ohne Mathematik und ohne Notwendigkeit von Fremdsprachenkenntnissen locker zuzugehen scheint — ehe sie nach Jahren der Enttäuschung schliesslich das Studium abbrechen, wie das selbst in der händchenhaltenden akademischen Minimalvariante, dem Bachelor-Studium, noch etwa ein Drittel tut. Und dies, obwohl Politik und Universitäten sich viel Mühe gegeben haben, alles für alle «studierbar» zu machen, indem man etwa die zahllosen Bindestrich-Fächer geschaffen hat, die unter der falschen Flagge einer missverständlichen Interdisziplinarität aus den je einzelnen Gebieten jeweils so viel an methodischer und inhaltlicher Propädeutik aufbieten, bis es anfängt «schwer zu werden». Zu allen Übeln

kommt noch eine modische «Abholdidaktik», welche die jungen Menschen dort abholen will, wo sie stehen — ja darf man denn niemandem mehr, im geistigen Sinn, ein paar Schritte zumuten?

Das Resultat solch verantwortungsloser Erziehung ist ein Bluffen mit halbwissenschaftlichem Halbwissen. Das schlägt sich oft allein schon in der undurchdachten Sprache nieder, etwa in «vermurksten» Metaphern, denn ständig wird etwas «in den Fokus» genommen, auch wenn die Kenntnisse der Optik durchaus fragwürdig sind. Aus der eigenen Sprache das Geschwätzige auszusondern, lernt man nur, indem man sich auf anspruchsvolle Texte einlässt, die sich durch ihre kontrollierte Sprache auszeichnen. Ob man sich auf viele Seiten Nietzsche oder Thomas Mann einlässt, hängt nicht davon ab, ob man ein «Lesetyp» oder ein «Computertyp» ist, sondern davon, ob man zum rechten Zeitpunkt von wohlwollenden Erziehern dazu gezwungen wird, zu lesen. Die vielbeschworene Erziehung zum adäquaten Umgang mit Medien gelingt nur auf der Basis des Primärmediums Sprache, das ohne technische Zusatzgeräte nutzbar ist. Erst durch kontrolliertes Reden gelingt auch die richtige Rede über die Medien selbst. Die von Studenten etwa auf die Frage, ob sie die «Buddenbrooks» gelesen hätten, oft geäusserte Antwort, nein, aber sie hätten sie gesehen, belegt meist beides: die Unfähigkeit, zwischen verschiedenen medialen Formen zu unterscheiden, und die Neigung zum bequemeren Ausweichen vor der grösseren, mehr Zeit und Konzentration erfordernden Anstrengung des Lesens.

Wenn junge Menschen zwischen 25 und 35 Jahren gemäss einer jüngst veröffentlichten Studie durchschnittlich 136 Mal am Tag ihr Handy bzw. ihr Smartphone anschalten, dann wird das nicht nur zu einem tagfüllenden Pensum, sondern zu einer ständigen Unterbrechung allen konzentrierten Lernens, also erst recht allen Lesens. Kein Wunder, dass sich der schulische und akademische Unterricht in den herkömmlich sogenannten Philologien immer mehr auf «Pröbchenlektüre» reduziert. Es mangelt, und das ist das Ärgertlichste, an Lust und Neugier, auf eigene Faust auf literarische Entdeckungsreise zu gehen. Stattdessen «tappt» man lieber oder surft auf dem Smartphone. Da fehlt es dann an basalem Wissen. Beispiele aus der Ausbeute von wenigen

136-mal am Tag das Smartphone zu betätigen, führt zu einer ständigen Unterbrechung allen konzentrierten Lernens.

Tagen eines germanistischen Seminars, das nun einmal nicht ohne den Blick über die Sprachgrenzen auskommen kann, da die Dichter den Lehrplanplannern nicht den Gefallen tun, nur Werke in der eigenen Sprache zu lesen. Man fragt nach Homer. Quelle adresse! Man fragt nach Dante. Schon einmal gehört? — «Italienischer Dichter.» Immerhin! Aus welcher Zeit etwa? — «18. Jahrhundert» ...

Ob es nicht doch viel zu viele sind, die man da in die Germanistik als «Zufluchtsfach» hineingelassen hat, dessen Numerus clausus in Deutschland leicht zu überspringen ist, nachdem das Einser-Abitur zum aussagelosen Normalfall geworden ist? Inzwischen beginnt es manchen zu dümmern, nachdem das Handwerk vor einer Entwicklung gewarnt hat, an deren Ende alle Akademiker sein werden, ohne ein «Metier zu haben». Ob es nicht doch an der Zeit ist, zu einer neuen, ehrlichen Bildungspolitik aufzubrechen — und von den Absolventen höherer Schulen auch wieder eine höhere Lese- und Schreibkultur zu verlangen?

Dazu müsste man im Unterricht hinausgelangen über eine Lesepädagogik, die lediglich Identifikation und Empathie als die wichtigsten Ziele des Lesens propagiert. Reduziert sie doch, wenn sie nur die Förderung des Vermögens der Leser zur Einfühlung in fremde Schicksale vor Augen hat, den Gewinn des Lesens auf den sittlichen Nutzen, unterschlägt aber den ästhetischen Gewinn. Dass aber der Leser, zumindest der «reifere» Leser jeden Alters, an der Lektüre vielleicht doch und gerade eine Schule der Ästhetik finden sollte, kommt da kaum in den Blick!

Vielleicht sollte man das Lesen ja ganz verbieten. In Zeiten schlechender wachsender Zensur sind die Chancen dafür ja gar nicht so schlecht. Ein striktes Bücherverbot! Wo ein solches bestünde, wären Bücher wieder so anziehend wie einst die im verschlossenen Schrank des Bürgers dem Zugriff der Heranwachsenden zugleich entzogenen und verlockend dargebotenen Werke. Den jungen Leser, der die Barrieren zu ihnen zu überwinden versteht, belohnen sie fürs Leben, indem sie ihm den Eros der Schönheit und das Ethos der Freiheit zu Begleitern geben.

Hans-Albrecht Koch ist Professor emeritus für deutsche und vergleichende Literaturgeschichte an der Universität Bremen.